

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

25.12.1927 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 52



25. Dez. 1927

Karl Förger / Der Geiger der heiligen Felizitas
Eine Weihnachtsgeschichte

I.

Die heilige Felizitas sah selig auf die Christrosen zu ihren Füßen. Ein herber Dezembertag stand in der kleinen Bergkapelle. Durch ein offengelassenes Chorfenster war er eingeschlichen und hatte sich ungut um die Heiligenstandbilder gebreitet. Wenn ihre

himmlische Erhabenheit erlaubte, hätten die frommen Frauen und Männer sicherlich vor Frost gezittert. So jedoch dursteten sie nicht einmal die gefalteten Hände in ihre farbigen Umhänge wickeln.

Zur Winterszeit hatte ein Heiliger in der Bergkapelle seinen leichten Dienst. Auf der windigen Höhe mußte eine weltferne Arglosigkeit gegen alle Heimgänge des Nordwindes gewappnet sein. Schon seit Jahren piff dieser achlos durch eine zerbrochene Scheibe in der Altarrückwand. Niemand dachte an Ausbesserung des Schadens, denn für einen Heiligen der Bergkapelle hatte der prunklustige Abt Melchior wenig Zeitnahe übrig. In seinen Anweisungen galten an erster Stelle die ehrfamen Gottesmänner aus der großen Klosterkirche.

Dort kannte allerdings seine Freigebigkeit keine Grenzen. Erst in den letzten Tagen ließ er im Hauptchor einen Gipsaltar errichten. Dafür wurde der Tabernakel von einem Stadthandwerker schlecht genug um sechzig Gulden angefertigt. Gleichseitig malte unter großem Kostenaufwand ein fremder Meister das herrliche Marienbild, welches eingangs der Kirche auf der Seite der Sakristei hängt. Bei der allgemeinen Feuerung

kam die Fassung des Altars nebst der Kost für drei Arbeiter im Verding auf nahezu hundert Gulden.

Nach solchen Ausgaben blieb den Heiligen der Bergkapelle kein Kreuzer zur Lebensfristung. Sie führten daher ein kümmerliches Dasein und schauten betrübt in die Welt.

Nur die heilige Felizitas lächelte gleichmäßig und unabänderlich zu den Betern vor dem Altar. Sie stand indessen unter besonderer Pflege, denn jeden Tag weihte ihr des Schultheißen Andrea einen schweren Schwarzwaldtraub. Heute brachte sie selbst Blumen, auf denen gefrorene Tränen schimmerten.

Ein frommer Zauber steigt aus erwachender Mädchenseele. In kalter Winternacht knospet sie auf und träumt durch Frost und Reisaalster ihren Sonntag mit Blüten, Vogelliedern u. Himmelsbläue.

Seltene Dinge geschahen in der Stadt. Zur Frühmehzeit des Weihnachtsvortages

stand ein Spielmann unter den kahlen Kastanienbäumen vor der Klosterkirche. Still hob er die Geige aus Sinn.

Durch die Dunkelheit wehte ein fremdes Lied.

Da stockten die ersten Kirchgänger im raschen Schritt. Wilde Schulhuben hielten ein mit ihrem Holzschuhgeklapper. Einem alten Weiblein entfiel das kramphast umschlungene Kloster und die Jungfräulein lauschten verionnen wie beim Flüsterwort des Liebsten.

Ueber der Weile erlöschten die Sternlein. Eines ließ dem andern den Vorrang, als wollte es noch recht viel von dem Geigenklang mit sich nehmen. So gar der schäumende Klosterbach



Albrecht Dürer: Die heilige Familie bei der Rasenbank.

wurde gepackt und verdämmte sein Geräusch unter dünner Eisdede.

Allmählich scharte sich ein Hörerkreis um den Spielmann. Wohl hämmerten ab und zu mahnende Glockenschläge durch die Atempausen, doch niemand folgte ihrem Andachtsruf. In ferner Tiefe öffnete sich ein glühender Wolkenspalt. Lohend brach das Tageslicht hervor. Unter seinem Rotgold zuckte die Fiedel. Der Saitenklang schwoll brausend an und mit starkem Ton schallte ein neues Lied:

„Es ist ein Reiz entiprunge.“ —

Vergeblich wartete Abt Melchior vor dem Altar auf die Gläubigen. Zuletzt trat er anschaugend unter die Kirchentüre. Da schlug die fremde Weise machtvoll an sein Ohr. Er winkte zwei Soldnechten und zeigte auf den blonden Spielmann:

„Jener Bursche fiedelt zu ungeratener Zeit.“

Dienstfertig stürzten die beiden Stadtdiener über den Fremden und warfen ihn tief in den Turmkerker.

II.

Zu keiner Zeit des Jahres dehnen sich die Stunden länger als am Vortag des Weihnachtsfestes.

Des Schultheißen Andrea neigte sich traumverloren auf ihre Stickeret. Vor dem bleigefasteten Fenster sanken die Schleier der heiligen Nacht. Es war tiefstill in der geräumigen Wohnstube.

Des Mädchens Arbeit schritt wenig fort. Unfätiglich oft geisterter seine Augen durch das dämmerige Zimmer. Die unbewachte Nadel irrte bei jedem zweiten Zuge abwärts, stach in die Finger, und schon zeigte eine Reihe roter Blutströpflein den Weg des Fadens über das blanke Linnen.

Aus einer Blumenumrankten Wandnische lächelte die heilige Felizitas auf die Unrast dieses Mädchenherzens. Die himmlische Frau hatte scharfe Augen. Sie drang in die tiefsten, herbverschlossenen Spalten und fand trotz aller Gegenwehr ein Kämmerlein, aus welchem ein gieriges Stimmlein in erschreckender Drangseligkeit nach dem Leben schrie. Und sie entdeckte ein anderes, in welchem ein zweites Stimmlein besorgt für einen blonden Burschen flehte. Mit milden Händen hob sie die eigenwillig vorgezogenen Vorhänge und begegnete einem bunten Gesprenkel von mädchenzarten Torheiten, Wünschen, Hoffnungen, Ängsten und Wüten.

Die holdselige Dulderin ahnte, daß sie die versprochene Altardecke zur Frühmette des Weihnachtstages kaum erhielt. Doch solcher Verlust bekümmerte sie wenig. Heilige sind nachsichtiger als hämische Erdmenschchen und begleiten verziehend die Wanderschaften eines jungen Herzens.

Die schlanke Andrea von Stubenhardt hatte ihre Gedanken nicht bei ihrem Nadelwerk. Immer wieder klang das Lied des blonden Spielmanns in ihren Ohren. Zur Stunde weilte er im feuchten Gefängnis des Wartturmes. Daß muntere Maidlein schauderte, wenn es an die rieseligen Wände dachte:

„Soviel Frohmut soll man nicht hinter verriegelte Türen sperren. Er herbt dort in sich hinein und verkrustet zu einem unfehligen Haß gegen allen irdischen Bestand.“

Niemand zündet an diesem heiligen Abend dem Gefangenen zwei Kerzen zur Erhellung der untröstlichen Dunkelheit. Keine Hand stellt ihm zum Fest ein Kripplein mit Hirten und Lämmern. Aus keinem Mund vernimmt er um die Mettezeit die frohe Botschaft von der Geburt unseres Herrn. Er feiert eine unleidige Christnacht.

Bevor die schlanke Andrea sich rechtshaffen klar ward, hatte der blonde Gesell aus dem Wartturm sich in ihrem Herzen eingenistet. In einer Ecke kniete sie nieder und betete für ihn.

Trübes Gewölk hatte sich unterdessen im großen Rathhauseaal zusammen. Seit der dritten Mittagsglocke sah der Zwölfererrat über den fremden Spielmann zu Gericht. Mit nachdenklichen Gesichtern lehnten die Zwölferherren in ihren ledergepolsterten Ratsbänken.

Die Stunden wichen. Schon breitete sich Dämmerung über die Schildereien an den Wänden. In fortiger Strichführung hing oberhalb dem erhöhten Bürgermeistertische das Bild vom gestrengen Gericht unseres Herrn. Die Gerechtigkeit hielt an weißschimmerndem Arme die Waage der Entscheidung. In deren Schalen legte der Schultheiß Heinz von Stubenhardt die Lose des klagenden Abtes und des angeklagten Spielmannes. Einen Augenblick neigte sich das Jünglein behenklich aus der Ruhelage, dann stellte es sich wieder lotrecht ein.

Ab und zu rauschte der pelzverbräunte Mantel eines Zwölferherrn. Ratsdiener schleppten mächtige Pandekten, in denen die Rechtsprüche früherer Zeiten aufgeschrieben waren. Der außergewöhnliche Fall bedurfte besonderer Erläuterung.

Die kirchliche Seite forderte streng die Einkerkelung des Missetäters. Ihrer harten Geschnäbigkeit gegenüber vertrat die fortschrittlich gestimmte Kaufmannsgilde in kunstvoll gedrehten Redewendungen einen freimütigen Vornabigungs willen. Entschlossen stürmten Auflage und Verteidigung wider einander. Zur Lichtanzünde rückte Abt Melchior von Horned mit den schwersten Schuldbeweisen ins Feld:

„Die Geige singt mild und fromm. Es tut nichts. Der Spielmann bleibt dennoch eingekerkert. Er hält die Gläubigen vom Gottesdienst zurück. In allen Gegenden des deutschen Landes klattern Sturmzwölger hoch und rütteln an den Ecksteinen der Kirche. Es soll nicht gesagt werden, wir unterstützen den Knevel. Die Geige singt mild und fromm. Es tut nichts. Der Spielmann bleibt eingekerkert.“

Die Rede des Abtes verhallte drohend. Kein Zug änderte sich in seinem Gesicht. Fäß schnellte die Losschale des Spielmanns in die Höhe, er ward zu leicht befunden.

Nach geistiger Ermahnung idritten die Zwölferherren zur geheimen Abstimmung. Man zählte gleichviel Stimmen gegen, wie für den Freispruch. Gemäß altem Stadtrecht lag daher die Entscheidung beim Schultheißen. So oft jedoch Heinz von Stubenhardt zur Bejahung des Haftbefehls ansetzte, träubte sich die Feder. Zuletzt erbat er sich Bedenkzeit bis Mitternacht und entließ die Versammlung.

III.

Als der Schultheiß den Markt betrat, war Betglodzeit. Unlustig hallte das Geläut durch den trüben Abend, als klagte ein freudloser Mann um seine vergeudete Jugend.

Der Rosenkranz war zu Ende. Aus der Klostergasse strömte Holzschuhgeklapper der Kirchenbuben. Dazwischen klangen vorlaute Nikolausglocklein. Vor dem Kaufhaus hielten die Knaben still und beratschlagten über die Wunder des Christfestes.

Schultheiß Heinz von Stubenhardt kam nicht in die rechte Weihnachtsstimmung. Er hörte die Vorfeierglocken und fühlte nicht ihren Frieden, er vernahm den Kinderjubel und spürte nicht die Freude. Zwischen Glocken, Jubel, Frieden und Freude drängte sich die Erinnerung an den blonden Missetäter, welcher zur heiligen Nacht zwischen nassen Mauern lauerte.

So oft im „Adler“ die Türe geöffnet wurde, schlug ein warmer Hauch von Glühwein und gerösteten Kastanien durch die nebelfeuchte Luft. Der heurige Bergwein war duftig und rollte w. Lampenöl. Dennoch verzichtete zum erstenmal seit dreißig Jahren, Schultheiß Heinz von Stubenhardt auf den Dämmerkappen. Der Schelm aus dem Wartturm verdarb ihm auch diesen Genuß.

Unterdesse dunkelte es völlig. Durch die frostigen Gassen irrten nur noch armelige Waldbuben mit verkäuflichen Mittelbüschen. Bald achtete niemand mehr auf sie.

Zu Hause überrechnete der Schultheiß die Vorfälle des scheldenden Tages. Er dachte an seine Tochter Andrea und frockte. Das Mädel erschien ausgewechselt. Bis her hatte es sich keinen Deut um Gemeindegeschäfte bekümmert. Bei seiner Rückkehr von der Gerichtssitzung stürzte es ihm unbändig um den Hals. Buchstäblich sangte es den Entschluß über den Spielmann von seinen Lippen. Gleich darauf zerbrach es achlos eine wertige Augsbürger Kristallschale. Solches Benehmen stimmte bedenklich.

Schlaf suchend warf er sich auf ein Feldbett. Doch bald fuhr er hoch, als läge zu seinen Häupten sterbensbleich der junge Fiedelgeselle. Endlich verzichtete er auf den Schlummer und legte sich hinter die Rathausrechnungen.

Gernsam lauichte während dieser Zeit die heilige Felizitas in der Bergkapelle. Um ihr Ohr klingelte mildes Mädchengebet. Sie hörte aus der Tiefe die Stimme der schlanke Andrea:

„Erfüll meinen Wunsch! Denke an die Blumenopfer, welche ich dir täglich bringe! Laß soviel Frohmut nicht zur heiligen Nacht kümmerlich vergrämen!“

Seltene Mär erzählte das Volk von den Hunderttaten der heiligen Felizitas. Nach dem Straßburger Fehdezug hatte ein Landstreicher sein totes Kind zur Bergkapelle getragen. Während seines heißen Gebetes hatte das Kind plötzlich neues Leben gewonnen.

Ein heidnischer Reutenschmied war mit seiner lahmen Tochter zur Kapelle gewallfahrt. Am gleichen Tage hatte er das gebelste Mädchen vor den Klosterkonvent gestellt. Desgleichen berichteten die Annalen von einem Schweizer Priester, welcher in absentia durch eine Messe in der Bergkapelle seine Gesundheit erlangte. Im Bürgerkrieg unter den sächsischen Heinrichen flüchtete ein Ratsherr vor verfolgenden Feinden in den Glockenturm des Rathhuses und wurde dadurch glücklich gerettet.

Die heilige Felizitas ließ keine ernste Bitte unerhört. Beim Ruf der schlanke Andrea zögerte sie ein Weilschen. Dann schürzte sie geschickt das schwere himmlische Gewand, stieg aus ihrer Blumenlaube und rauschte auf goldenen Schuhen durch die Mittelreie zwischen den Bänken. Kopfschüttelnd sahen die andern Heiligen ihr nach.

Ein zierlicher Knäuel Klopffelte gegen die erleuchteten Schelben des Schultheißenhauses. Der Schultheiß sprang an das Fenster. Zur selben Stunde schlug die Glocke der Klosterkirche wieder an. Ein trübes Lämplein geisterte um die Häuserwände. In später Nacht ging ein Vater zu einem schwerkranken Mann.

Die Uhr wies das letzte Viertel vor Mitternacht. Schlärfend und traumbevangen schritt Schultheiß Heinz von Stubenhardt nach dem Turmgelängnis.

Im Turmhof fand er ein heimliches Bild.

Neben dem vergitterten Kellerfenster kniete sein Kind Andrea. Warmer Kerzenschein huschte über die geneigte Gestalt. Das Jungfräulein baute ein zierliches Kripplein mit Maria und Josef und dem himmlischen Kinde, mit Hirten und Königen und Schäflein. Selbst das Decklein und das Gelein waren unvergessen. Bögern nahm Andrea die mannigfachen Wesen aus einem vollgepfropften Korb und stellte sie säuberlich auf den reingeeigten Boden. Und zwischen Sehen und Nehmen frag immer wieder die besorgte Mädchenstimme:

„Nächter, siehst du auch alles?“

Statt jeder Antwort sang aus der finsternen Kerkerzelle unveränderlich die Wundergeige der heiligen Felizitas. Durch Not und Frust jubelte sie das neue Lied:

"Vom Himmel hoch, da komm ich her,
ich bring euch viele neue Mär,
der guten Mär bring ich so viel,
davon ich singen und sagen will" —

Auf ein paar Atemzüge schwanden Mädchenfrage und Fiedel-
ung unter dem Gedröhn der Weihnachtsglocken, welche mit
starkem Schwung einsetzten. Das war ein Gewog und Ge-
in der Luft. Manches zarte Herz erbebte.

Hierauf verebbte das eiserne Geläut. Volltönend sang der
ächter vom Torturm die frohe Weihnachtsbotschaft. Wie
gernde Tropfen verflut die Worte durch die kalte Luft:

"Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkünde euch eine große
Freude, die dem ganzen Volke zuteil werden wird.
Denn euch ist heute in Davids Stadt der Heiland geboren,
da ist Christus, der Herr.

Und dieses sei euch das Zeichen: Ihr werdet ein Kindlein
finden, das in Windeln eingewickelt ist und in der Krippe liegt."

Quellende Hornstöße folgten diesem Spruch. Gleich darnach
von allen Turmsinnen der helle Knabenchor der Kloster-
kinder:

"Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Frieden den
Gutwilligen, die eines guten Willens sind."

Im brausenden Tonmeer schwankte der Schultheiß betäubt
auf Hause. Einen Augenblick pendelte er unschlüssig, dann er-
reichte er mit sicherem Blick seine Bahn.

Vor ihm wartete das unterschriftlose Urteil des Spielmanns.
Mit unverrückbarem Zug malte er seinen Entschluß auf die frei-
gelassene Stelle des Protokollstückes. Für alle Zeiten festgenagelt
wucherten die breiten Buchstaben:

"Was Gott zusammenführt, soll Menschenhand nicht trennen!"

Wohl forderte der Abt eine breitspurige Auseinandersetzung,
die Wendung des Urteils behagte ihm nicht. Dennoch spürte auch
er eine weihnächtliche Mahnung. Das Lächeln der heiligen Feli-
zitas umgoldete schließlich das kirchlich-fürstliche Herz mit sanfter
Friedfertigkeit. Als Sieger verließ der Schultheiß den klöster-
lichen Verhandlungsraum.

Als der erste Christtag rotämmern aufleuchtete, konnte der
Beschlüssler des Gefängnisturmes seinem Häftling den Freispruch
verkünden.

Am Tage der Geburt unseres Herrn sah der blonde Spiel-
mann zum erstenmal am Schultheißentisch. Die schlauke Andrea
setzte vor ihn eine saftige Keule der gestopften Weihnachtsgans.

Im folgenden Frühjahr sah die heilige Felizitas vor ihrem
Altar ein glückstrahlendes Paar. Der Spielmann wurde Stadt-
schreiber und des Schultheißens Andrea Frau Stadtschreiberin.

Und wieder einen blumigen Lenz später siedelte er mühsam
einen schreienden Schultheißeneckel in den Schlummer. Das
bleibt so der Lauf der Welt. Warum sollte bei einem Spielmann
das Rad in anderer Richtung rollen?

Anna Seibert / Die offene Tür

Wollt uns ein freudig Ja,
Herr Jesu, schenken!
Laß uns nicht dies und das
zuvor bedenken!
Ein freudig Ja aus Herzensgrund
macht Geist und Seele erst gesund.

Wir wollen eifrig stets
von Weisheit hören — —
Doch Worte, Worte nur
den Sinn betören.
Wir machen selber uns zum Knecht
und halten Falttergold für echt.

Es wartet hier auf uns
ein seltsam Leben!
Nur müssen in den Tod
das Selbst wir geben!
Dann schenkt er uns zum ew'gen Bund
Ein freudig Ja aus Herzensgrund!

Vor fest verschlossener Tür
sieh'n wir und warten,
ob wir auch tausendmal
vergebens harren.
Und sind wie blind und sehen nicht,
Daß offen längst die Tür zum Licht.

D diese Lichtgestalt
auf ihrer Schwelle,
es raucht wie Sphärenklang
des Lebens Quelle!
Wo anders, durch des Satans List,
doch immer Schloß und Riegel ist.

Paul Jaeger / Frau Bormanns Christbaum

Es war am 23. Dezember, morgens um 9 Uhr. Die Winter-
sonne hatte sich eben erst eine Tür durch den dichten Morgennebel
gekauft und blieb mit ihren ersten freundlichen Blicken an
mer mehr laufenden, als gehenden lilaen Gestalt hängen, die
men schlanken Christbaum wie ein Gewehr über die Schulter
ung. Der Schnee knirschte unter den eiligen Schritten des Man-
nes, und sein hastiger Atem entfloß ihm in starken Hauchwolken.

Als die Sonne etwas genauer hinschaute, war es der junge
Pfarrerweiser Heinz Labesius, der seit Oktober im Städtchen
eines Amtes waltete. Er ragte zwei Meter und vier Zent-
imeter über seine Doppelfohlen hinaus — und er trug immer nur

Doppelfohlen, weil das einzige drückende Leiden seines jungen
Lebens in zwei erheblichen Hüneraugen von unausrottbarer Treue
bestand, die beim Gehen gewissenhaft jedes Steinchen auf dem
Bege schmerzhaft zu registrieren versuchten. Schlichtes, fennel-
wonderes Haar schaute unter der Hutkrempe hervor, und freund-
liche, graublau Augen blinzelten aus den schmalen, blond um-
randeten Schlitzen heraus. Unter der heiteren Stirn aber brach

in gewaltigen Proportionen eine achtunggebietende Nase hervor,
die den vollen, kräftigen Mund überwachte, von dem in Straß-
burg ein Kommilitone gesagt hatte, er sei toujours en vedette,
immer bereit, sich in einem dröhnenden, aufstehenden Lachen zu
entladen.

Schön war das Gesicht nicht; dies Urteil verbot die stattliche
Nase mit ihrer fröhlichen Tendenz zur Erbbeerform. Aber man
sah gern in diese fröhlichen Augen, die so fröhlich zwinkern konn-
ten. Wie ein warmer Kachelofen strömte der lange Heinz seine
innere Heiterkeit aus, und doch hatte er feins von den ewig
wandelnden Gesichtern, die so süßlich wirken; denn für den nötigen
berben Ernst sorgte immer die achtunggebietende Nase. Aber

Fräulein Emira Guggenbühler hatte doch noch geteilt zu Frau
Kotar Pastig gesagt: Für einen Pfarrer ist er entschieden zu
mäßig. Die Frau Doktor Welz, die über ihm wohnt, sagt auch, er
ist eigentlich in seinen Ausdrücken noch viel zu sehr Student. Er
geht zum "Hüttern", wenn er essen will; abends geht er in den
"Lohn", und neulich spricht er mit dem Herrn Doktor über einen
Polypen, und er meinte den Postisten! So was ist nicht würdig!

Es fehlt ihm ein Tropfen geistlichen Oels. Ueberhaupt — denken

Sie nur: am Buß- und Betttag hat er gesagt, Buße sei doch eigent-
lich eine fröhliche Sache! Ja — und überhaupt . . ."

Fräulein Guggenbühler hatte Sorgen. Als Urenkelin eines
würdigen Defans fühlte sie sich verpflichtet, das junge Pfarrers-
geschlecht in der Diözese zu überwachen. Man nannte sie in den
Pfarrhäusern die "Pfarrbremse", weil sie jedes Glied der Pfar-
rerswelt, bekannt oder unbekannt, auf der Straße anbremsete und
in weisevollen Gesprächen auf Gläubigkeit abkloppte. Mit Heinz
Labesius war sie leider noch nicht recht zu Streich gekommen, weil
er ihr immer schon, ehe sie aus ihrem Athma zu Worte kommen
konnte, mit einer lustigen Geschichte aus der Säule oder Kinder-
stube ihre bittersaure Miene weggepökt hatte. Es gab drei oder
vier glaubwürdige Leute in der Stadt, die versicherten, einmal
habe der Pfarrerweiser die Fräulein Emira sogar zum Lachen
gebracht. Es war damals, als sie ihm mit wehmütigem Ernst
gefragt hatte, wie lange denn seine Verwesung dauern würde.

*

Aber wir müssen den pustenden, hastenden Labesius wieder
einholen. Er lief mit seinem Bäumlchen soeben an der Somburger
Straße Nr. 5 vorbei. Da stand gerade Frau Annette Bormann
am offenen Fenster und stäubte ihr Wischtuch in den kalten Mor-
gen hinaus, — nicht vivace, vivace, presto, wie ihre Jungfer Jo-
sefine, sondern lento, largo, maestoso, wie es sich für eine Witwe
von Umfang und Bildung im 58. Lebensjahre ziemt. Im Februar
des Jahres war ihr Mann (Firma Bormann und Prie, Zellstoffe)
einer Lungenentzündung erlegen. Er hatte ihr dies hübsche Haus
mit ebenso hübschem Vermögen hinterlassen. Frau Bormanns
Trauer war ehrlich. Die beiden kinderlosen Leute hatten in wirk-
lich herzlichen Einvernehmen gelebt und waren trotz Silberner
Hochzeit immer noch wie Brautleute gewesen. Die Frau konnte
über ihren Schicksalsschlag nicht hinauskommen. "Nein, so grau-
sam!" pflegte sie zu sagen, wenn jemand an den Tod ihres Man-
nes rührte. Sie gab diesem Gedanken Nachdruck dadurch, daß sie
seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr auf ihrem amieteten
Platz in der Kirche erschien. Nur im "Evangelischen Frauen-
verein" war sie Mitglied geblieben, und die ihr zugewiesene Ar-
menpflege besorgte sie mit großer Treue und innerer Anteil-

nahme. Denn sie war von Herzen weich und gutmütig. Aber ihre früher so selbstverständliche Kirchlichkeit lag offenbar in Scherben. Das war aus.

„Guten Morgen, Frau Vormann!“ rief Labesius, der sie erst am Abend zuvor im Frauenverein gesehen hatte, in das gravitätische Tuchflappen hinein. „Schauen Sie mal,“ sagte er außer Atem, „mein Bäumchen! Fein, gelt? Da hinten an der Ecke unter der alten Kastanie hat Frau Bornhügel ihren Christbaumstand. Die hat noch schöne Bäume. Haben Sie schon einen? Soll ich Ihnen einen holen . . .?“ Er hatte sein Bäumchen schon abgestellt und stand sprungbereit. Aber das breite, rote Gesicht von Frau Vormann ging langsam hin und her, und dann kam es endlich im breitesten Hannöberisch: „Ich — will — keinen!“

Labesius stand sprachlos und sein frohes Lachen erstarrte in dieser unerwartet kalten Antwort: „Keinen Christbaum —?“ stotterte er. Ein Mensch, der keinen Christbaum wollte! Unfassbar. Er war in großer Dürftigkeit aufgewachsen; aber Weihnachten ohne den lieben Tannenduft und ein paar noch so ärmliche Kerzen —? Wie hatte er sich heute morgen schon beim Aufwachen auf das Christbaumholen gefreut. Abends zwischen 9 und 10 Uhr wollte er dann erst ein Viertelstündchen im Dunkeln sitzen und am Tannenreis riechen, nachher ein Adventslichtlein anzünden und dann — aber das gestand er nur Müttern daheim — einen Weihnachtsapfel, Walnuß und braunen Boniatuchen zusammenkaufen, die Augen zumachen und das Lied vom alten Wilhelm Hey summen: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind . . .“, aber in der Thüringer Melodie, die so hell und jubelnd klingt! Die Vorfreude durchrieselte den ganzen langen Menschen von oben bis unten mit einer unbeschreiblichen Kinderfeligkeit, wenn er tagsüber auch nur einen schnellen Augenblick zwischen den Besuchen daran dachte. Und da schaute ihn nun das breite, behäbige Gesicht aus dem gemütlichen Fenster mit dem Dampffassfähigkeit an: „Ich — will — keinen! Seit ich meinen Mann verloren habe, kann ich keinen mehr sehen. Ich feire überhaupt kein Weihnachten. Ich bin zu traurig!“

Ein kleiner Hustenanfall kam dem langen Vikar zu Hilfe. Er benutzte ihn schnell, schwenkte den Hut, packte sein Bäumchen und knurpste auf seinen Doppelfohlen davon.

*

Den ganzen Tag über sprang er mit Weihnachtsvorbereitungen von Straße zu Straße. Immer von einer Weihnachtsmelodie durchsummt, sprang er in den Häusern des Armenviertels treppauf — treppab, wie ein rechter großer Weihnachtsbub. Es wurde ihm in diesen Tagen besonders schwer, die Würde zu bewahren, und mit bekümmertem Blick sah ihn Fräulein Elmira Guggenbühler direkt unter ihrem Fenster in eine solenne Schnellballschlacht mit einem Dugend Konfirmanden verwickelt. Die Kinder hatten ihn natürlich am ersten erkannt, und einige Frechlinge hatten schon einmal an dem langen Vikar „Turmleutern“ geübt, woraufhin der frischgebügelte weiße Kragen einen wehmütigen Anblick bot. Mit einem langen Sah hatte er sich eben mit seinen Hochschönen aus kindlichen Umklammerungen gelöst und stand im Wohnzimmer seiner mütterlichen Freundin, der Frau Justizrat Drasser, um mit ihr noch einmal die Liste der vom Frauenverein mit Christgeschenken Bedachten durchzugehen. Als sie eben fertig waren, und die Frau Justizrat gerade den laanen Menschen mit der Kleiderbürste wieder in würdige Erscheinung zu setzen versuchte, — „als alte Frau darf ich das,“ sagte sie, wenn sie davon erzählte — kam der Justizrat herein und fragte: „Habt ihr auch unser Pocherle nicht vergessen?“

„Wahrhaftig!“ rief seine Frau fast erschrocken aus. „Wie konnten wir den lieben alten Kerl nur vergessen! An den hat keiner gedacht! Und wie einsam wird er jetzt sein! Kennen Sie ihn eigentlich schon?“ fragte sie den Vikar. „Ach, dann gehen Sie doch lieber sofort noch zu ihm und fragen Sie ihn, was er sich wohl wünscht. Kludengasse 8, im 5. Stock! Denken Sie nur: in den letzten vier Jahren sind ihm seine Frau und seine drei Kinder eins nach dem andern an der Schwindsucht gestorben! Das letzte, ein Mädchen von achtzehn Jahren, im letzten Sommer. Ein herziges, liebes . . .“ Ihr Mund zuckte; sie wandte sich ab.

Labesius war in drei Sprüngen auf dem unteren Treppenaufgang und rief zurück: „Also Kludengasse 8 — Herr Pocherle?“

„Um alles in der Welt! Nein, so nennt ihn ja nur mein Mann! Meister Jakob Birngiebl — Birngiebl! Schuhmacher — wissen Sie — pochen . . .!“

*

Der Vikar war unterdessen schon zweimal bis an die Knie in tiefe Schneelöcher gesunken, hatte dann aber ganz im Winkel Kludengasse 8 erfragt. Dreimal hatte sein semmelblonder Kopf in dem finstern Aufgang hart an Treppentaufen gestoßen, und einer Kabe hatte er auf den Schwanz getreten, daß sie wehklagend und pfauend vor ihm nach oben floh; hatte auch einmal beim Umherstasten in einen Topf mit Schmierseife gegriffen, als er mit einem Male mit dem Kopfe an eine Bretterwand stieß, hinter der ein freundliches „Herein!“ ertönte. Es war die Tür zu Meister Birngiebls Reich, die sich nun auftrat und zunächst der Kabe Einlaß gewährte.

„Guten Abend, lieber Meister,“ schnaute Labesius und wischte die Schmierseife in sein Taschentuch, tief befriedigt, daß es nichts anderes war. „Ist das Ihre Kab?“ „Ja, Da froch sie schon, noch grollend mit dickem, schmerzdem Schwanz durch das chaotische Gewimmel der heilungsbedürftigen und rekonvaleszenten Schuße aller Größen und Konfessionen. Der kleine Meister, der

dem Vikar kaum bis zum Magen reichte, griff die Miez, hob sie in seinen Schürzenlaß und strich sie, bis sie schnurrte.

In dem winzigen Raume leuchtete nur eine trübe, zimperlische Delfunzel. Aber es war doch alles hell von der Freundlichkeit, die aus dem schrumpeligen Gesichte des kleinen Meisters strahlte. „Ei, Herr Pforr, schein willkomm!“ sagte er und schob seinem langen Gaste das Schulterschmelchen hin, während er sich auf eine kleine Kiste setzte. Und in unverfälschtem Thüringisch kam die übliche Begrüßung: „Do, plochen Se, bestuhlen Se sich! Was is'n gefällig?“

„Ach,“ sagte Labesius unter bescheidenen Versuchen, seine langen Untertanen schicklich unterzubringen, „Meister Birngiebl, ich wollte nur fragen: Hätten Sie nicht . . .?“ Er hustete . . .

Pocherle hatte schon mit sinken Augen gesehen, daß die Hosen des Gastes bis ans Knie naß waren und ihm in Gedanken an dem langen Untergestell Naß genommen.

„Ach, Sie meinen ä Paar langschäftige?“

„Nein,“ lachte der Vikar, „hätten Sie nicht einen Wunsch für Weihnachten? Es soll etwas sein, was Sie wirklich freut. Schnell sagen Sie es mir; es ist schon spät!“

„Ach, des is' aber freindlich,“ sagte der Alte und sah sich in der kleinen Werkstätt um. Er zeigte mit dem schwarzen Zeigefinger in die gegenüberliegende Ecke. „Ich hätt schon 'nen Wunsch, den ich mir diese Weihnacht nich leisten kann! Wissen Sie: ä kleines Christbäumchen mit siem Lichtern dran. Siem! Gelle, da kuden Se? So 'ne Menge! S' is ja aber auch unbescheiden genug, daß ichs so nauschwächen tu. Aber wissen Se, worum siem? Sehn Se: eins for mei liebe Frau selig, eins for Korln, eins for Haunnen, eins for . . .“ Hier brach ihm trotz tapierer Gegenwehr die Stimme. Er schnaubte heftig in sein rot- und gelbgewürfeltes Taschentuch. Dann gewann er die Fassung wieder: „Also für das liebe Trudchen, das wär'n viere, und dann mei guter Vater selig und das Mutterchen selig und mei Bruder Otto selig, dos mocht siem. Un wenn morgen abend die siem Lichterchen recht schein brennen tun, dann les' ich — er griff schnell hinter sich nach seiner braunen alten Bibel und reichte sie seinem Gaste mit triumphierendem Blicke aufgeschlagen hin. —

„Denn les' ich dies da!“ Eine Stelle im 2. Timotheusbrief war mit Rotstift und dann noch einmal mit Tinte unterstrichen: „Jesus Christus hat dem Tode die Macht genommen und hat Leben und unvergängliches Wesen aus Licht gebracht!“

„Un nun blättern Se mal um auf die allerletzte Seite, was do uf den Dedel steht!“

Lauernd und stolz beobachtete er das Gesicht des Lesenden. Da stand mit großen, steilen Buchstaben geschrieben:

Was wir bergen,
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben,
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit!

„Herr Pforr, dos hat Ihr Vorgänger an Trudchens Sara gesagt, un ich han's mir so lange vorjagen lassen, bis ichs behalten hob, — un da stehts nur: „Was wir lieben, ist geblieben!“ Sehn Se, seit dere Zit weiß ich, was des heißen tut: Jesus Christus hat dem Tode die Macht genommen! Er muß se uns alle lassen!“

Er rieb sich vergnügt die Hände und sagte vor sich hin: „Ja, woll, werister Herr Tod, verstehste jese? Nicht is es mit dich! Wie host du mich geschunnen und host mich weiß gemacht, du hättst se weggenommen, alle siemne! Hat sich was, du erbärmlicher Kerl! Heerste woll, du hest so jar keene Macht mehr! Ol die lieben Menschenchen gehören ja garnich dich! Du kannst ja garnicht mehr! Vor unsern lieben Herrn Jesus Christus mußt du ja ansreißn, wie Schafleder! Moch, daß de weatimmst! Se in alle da!“

„Sehnse,“ sagte er fröhlich zu Labesius gewendet, „desertwegen müssen am heilig Abend alle siem Lichter brennen. Das ist doch for mich des Allerscheente, daß der Herr Christus och das Leben von meine Siem ans Licht gebracht hot! Denken Se doch bloß mal hin, was siing ich denn an, wenn der Herr Christus nich geboren wäre! Dann könnte ei'm der dumme Tod noch alleweile sei dummes Zeig weismochn, un ich säh hier alleene un tät heulen!“

„Aber nu“ — fuhr er fort — „siu se immer um mich rum un ich schwäch auch mit sel! Worum auch nich? „Was wir lieben, ist geblieben!“ Na also! Aber morgen wer'n se wieder ans Licht gebracht, — wenn Sie so freindlich sein woll'n,“ setzte er hinzu. „Ei, wird das herrlich! Was woll'n denn die reichen Leute mit ihren ganzen Fahrmarkt in de Weihnachtsstuden? Das is ja nisch! Sehnse mich mal an, so'n ollen glücklichen Kerl! Freilich!“ — setzte er hinzu — „unser Doktor Luther hat auch immer wieder recht. Er sagte, wie sein Magdalenaen gestorben war, „Fleisch fleischet und Blut blutet.“ In unsern Lesebuch hat's gestande. S' is ja wahr! Aber warf nur! Der Herr Christus behält doch recht! Ach is das schein, Herr Pforr, daß Se mich das Bäumchen mit de siem Lichter beim Christkind bestellen woll'n!“

Labesius wollte sich vom Schmelchen erheben; seine Beine waren eingeschlafen. Aber Meister Birngiebl stoppte ihn noch einmal nieder. „Weil Se nu doch mal hier sind, — ich hätt noch 'nen Wunsch! Der Herr Pforr, wo mich verkomfermiert hot, der hot uns mal den Spruch lerne lassen: „Der der rechte Vater

Miez, hob sie
 , zimperliche
 eundlichkeit,
 ers strahlte,
 schob seinem
 sich auf eine
 sch kam die
 ! Was is

 uchen, seine
 r Birnaiebl,
 stete
 h die Hofen
 bedanken an

 Wunsch für
 ent. Schnell

 sah sich in
 arzen Beige-
 nen Wunsch,
 ffen Sie: ä
 em! Gelle,
 onbescheiden
 Se, worum
 s for Korlu,
 roß tapferer
 in rot- und
 Jung wieder:
 b dann mei
 Bruder Otto
 stem Lichte-
 griff schnell
 te sie seinem

 Timotheus-
 Linde unter-
 Macht ge-
 ängliches

 Seite, was

 es Lesenden.

 dchens Sara
 s ichs behal-
 st geblie-
 heissen tut:
 Er muß se

 ch hin: „Ja-
 es mit dich!
 ht, du hättest
 erbärmlicher
 hr! Oll die
 muß ja gar-
 us muß du
 mit! Se in

 det, „desert-
 ennen. Das
 istus och das
 fken Se doch
 Christus nich
 och alleweile
 eene un tät

 n mich rum
 s wir lie-
 en wer'n se
 sein woll'n.“
 'n denn die
 Weihnachts-
 ollen glück-
 doktor Luther
 Ragdalenchen
 In untern
 ' nur! Der
 Herr Pfarr-
 n Christind

 seine Beine
 hu noch ein-
 ch hätt noch
 iert hot, der
 hte Vater



Albrecht Dürer: Geburt Christi. (Aus Marienleben.)

ist über alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden", un' hat dann gesagt: „Eigentlich heißt es ein bisschen annerkennend, als wie's Doktor Luther überseht hat.“ Da bin ich immer schon neugierig gewesen, un' un' han' Se doch das gelernt, — was steht denn nun eigentlich da?

Da lachte dem langen Labefius das Herz! Die Stelle kannte er gut. Denn darauf war er einmal als Student gestoßen. Der Professor hatte im Seminar gefragt, wo das Wort „Familie“ im Neuen Testament vorkomme, und er hatte es nicht gewußt. Da hatte der Professor ihm diese Stelle (Epheser 3, 15) aufschlagen lassen, und da stand es wörtlich: „von dem jede Familie im Himmel und auf Erden den Namen hat.“

Davon sprach er nun zu dem kleinen, hörenden Schuster. Da stand er auf und schlug mit beiden Händen auf die blaue Schürze. „Is's wahr? Familie im Himmel und auf Erden? Ja, so is es! Ich auf Erden un' alle die Lieben im Himmel, un' alle zusammen doch eine Familie un' dichte bei nander! Well, weil der Tod keine Macht mehr hat! Un' weil der Herr Christus Himmel und Erde zusammengeleimt hat. Das hält so fest, — da kann sich kein Tod un' Teibel zwischenschieben. Ich han's doch gewiß, ich han's doch gewiß: die ganze Liebe Familie is beieinander — und morgen wer'n se alle aus Licht gebracht — durch unsern Herrn Jesus Christus!“

Labefius hatte zuerst im Innern eine kleine exegetische Sorgenfalte aufgeworfen. Aber gegen diese leuchtende Kreuze des Meisters Birngiebl mit Philologie angehen, das wäre Frevel gewesen! Zumal der liebe Alte in der Sache ja doch völlig recht hatte!

„Wissen Se,“ fragte Pöcherle, „was im 4. Stod Niehm's Kinner vorhin gesungen hemm? Das Lied vom ollen Fabelblücker Wilhelm Hen von Fichtershausen: „Alle Jahre wieder...“ Ich bin doch von Fichtershausen! Da heißt es: „Ist auch dir zur Seite, still und unerkannt!“ Un' ich sing jezt immer: „Sind auch dir zur Seite — alle siem!“

Er sing an, das Liedchen zu summen, aber er kam nicht weit. Mit Bams und Krachen kam einer in Holzschuhen die Holztreppe heraufgestampft: Pöcherle öffnete vorsichtig die Tür und mit hörbarem Geschnuffel kam ein Zwölfjähriger herein, dem glänzte es direkt unter der Nase im Funzelschein so prachvoll, daß Meister Birngiebl ihm erst einmal schnell mit dem eiaenen Schnupftuche über die schimmernde Gegend fuhr. „Mine Schuh!“ flüsterete der Bub, als er den großen Pfarrverweiser beim Meister Pöcherle sah. Labefius aber ergriff schnell die Gelegenheit und Birngiebl's schwarze Hand und war, so flink die Dunkelheit es gestattete, die Stiegen hinuntergesprungen. Als die ob der Erschütterung des Treppenhaukes entsehten Hansmütter mit den Küchenlampen an ihren Treppenabfäßen erschienen, stand Labefius schon unten und rief die noch halb eingeschlafenen laanen Beine vollends munter.

Zuerst wollte er jezt zur „mütterlichen Freundin“, um ihr zu berichten. Aber dann wandte er sich mit plötzlichem Entschluß der Homburger Straße zu. Er mußte zu Frau Bormann. Denn es war spät geworden, und wer war berufener, als diese Witwe, dem „einamen“ Witwer den Christbaum mit den sieben Lichtern zu bringen?

In wenigen Minuten stand er an Frau Bormann's Haus-schelle. Die Hausfrau kam selber, um zu öffnen und sah mit runden, erstaunten Augen auf den atemlosen Vikar.

„Ach, Frau Bormann — entschuldigen Sie nur — denken Sie nur — auf der Liste vom Frauenverein — Frau Justizrat — ist der alte Birngiebl, Kludengasse 8, im fünften Stod — oben rechts — vergessien worden. Die andern Damen tragen alle noch heute abend Patete aus. Würden Sie so freundlich sein, den alten Mann noch zu übernehmen? Er wünscht sich einen Christbaum und sieben Lichter. Danke vielmals, Frau Bormann! Entschuldigung — Gile — geseanetes Fest —!“

Weg war er! Noch ehe Frau Bormann ihre breiten hannü-verischen Laute zur Welt gebracht hatte, sprang Labefius wie ein verlosener Einbrecher davon, denn er fürchtete, es könnten ihn noch ein paar niederjächsische handfeste Einwände erreichen. Von einer Straßenlaterne geblendet, rannte er erst noch mit den Schienbeinen gegen eine sehnüchtig im Schnee auf Abholung wartende große blecherne Milchkanne, dann kam er mit der Melodie „Gott sei Dank, durch alle Welt“ auf den Lippen in seinem bescheidenen Stübchen an, wo die forsame Witwe Eulalia Zip-vertrieb die warmen Hauschuhe an den Ofen gestellt und in die Möhre — drei Bratäpfel gelegt hatte, die ihn mit einem Fischen bearückten, das empört und zornig fliegen sollte, den junaen Vikar aber mit heller Freude erfüllte. Und nun kam nach all dem weihnachtlichen Sprinzen sein Feierabend: er warf eine Handvoll Tannenreis in den Ofen, setzte sich unter dem Schein der wühenden Funken in die dunkle Sofaede (wobei das blüten-weiße, gebäfelte Deckchen der Frau Eulalia lautlos in Formlosigkeit versank), roch an einem Stück Tannenreis, schloß die Augen

und kante seine gewohnte „Weihnachtswonne“: Apfel, Nuz und braunen Honigkuchen, aber zusammen, mit einem Happen! — Ach! — Schließlich schlief er, wie ein glückliches Kind, lächelnd ein, und es war spät, als er endlich aufwachte. Aber während er nachher schrieb, sah ihm immer der kleine Meister Pöcherle auf die Finger. So fröhlich war er noch bei keiner Arbeit gewesen!

Frau Auguste Bormann hatte sich, als der Vikar noch sein geschundenes Schienbein rieb langsam seine atemlos hervor-gestohlenen Säze wiederholt. Durch den Zusatz „Frau Justizrat“ bekam das Ganze einen unwiderprechlichen Nachdruck, denn vor der Frau Präsidentin des Frauenvereins hatte Frau Bormann großen Respekt. „Kludengasse 8 — Birngiebl — ein Baum — sieben Lichter...“ das bezieht sie.

Ausschub gab es nicht. Es war schon spät. Lichter konnte sie ihrem Vorrat vom letzten Jahre entnehmen. Sie nahm bei der Gelegenheit auch noch ein paar Pfund nahrhafte Sachen aus der Speisekammer mit und eine Tafel Schokolade — sie war im Grunde eine freundliche Seele —; dann zog sie ihren dicken, alten Mantel an (es war ja dunkel) und ging andante der Stelle zu, wo Frau Bormann ihren Christbaumstand hatte. Richtig, die Alte war noch beim Aufräumen beschäftigt, und befriedigt zog Frau Auguste mit dem erstandenen Bäumchen ab. Einen Augen-blick schwankte sie, ob sie nicht warten sollte, bis Junger Josefine, die Köchin, zurückkäme, um sie zu dem alten Schuster zu schicken. Aber sie wußte genau, daß die Frau Justizrat fragen würde: „Nun, liebe Frau Bormann, wie war es beim alten Birngiebl?“ Und da wollte sie klaren Bescheid geben können.

Es war ziemlich spät, als sie zurückkam. Die Erstürmung von Meister Pöcherles hochgelegenen Reich war eine warme und anregende Sache gewesen. Denn es war sehr dunkel auf den wackeligen engen Stiegen, und das Haus wegen Licht zu alarmieren, widerstrebte ihr. Sie hatte eine tapfere, niederjächsische Art, wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hatte. Die Schmier-seifenbüchse hatte sie glücklich passiert, aber am nächsten Treppen-abfäße mußten doch, von einem Tannenweige erwischt, drei stattliche saure Gurken, die dort auf ihr Morgenrot warteten, samt ihrer Unterlage das Gleichgewicht einbüßen und die Treppe hin-untersollern. (Sie wurden am nächsten Tage reichlich erlegt.) Aber kurz vor dem siegreichen Ende des Aufstiegs wurde der ernste Wille der wadern Frau beinahe noch erschüttert, denn sie sah aus dem Dunkeln zwei klaren Augen funkeln. Das gehörte seit ihren Kindertagen zu den schwersten Proben ruhiger Beherrschtheit. Endlich brach sie siegreich mit ihrem Bäumchen, ohne Atem, aber mit sieben schönen Lichtern in Jakob Birngiebl's Werkstatt ein.

Was dort in den nächsten anderthalb Stunden zwischen den beiden verwitweten Leuten besprochen wurde, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß Junger Josefine am Morgen des 24. Dezember von Frau Bormann's Stände, als sie das Bäumchen vom Abend vorher bezahlte, eine schöne Tanne mit in das Haus Homburger Straße Nr. 5 brachte, und daß Frau Bormann in der heiligen Nacht, als das Mädchen längst zur Ruhe gegangen war, noch lange Licht hatte, — ein einziges Licht... .

Die kleinen Engel, die in der heiligen Nacht immer noch einmal durch die Zimmer huschen, um nach dem Rechten zu sehen, haben später jemandem erzählt, daß das eine Licht an der schönen Tanne zuerst in viel heißen Tropfen gealibert habe. Aber langsam, ganz langsam gegen Mitternacht hätten die Augen der stillen Frau einen immer friedlicheren und freundlicheren Ausdruck bekommen. Auf ihrem Schoße lag ein armseliger, gelblicher Zettel mit ungeschickt gekritzelter Verszeilen — es war Jakob Birngiebl's Handschrift — und die letzten Zeilen lauteten: „Was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit!“ 2. Timoth. 1, 10.

Ich habe den Zettel später einmal in Frau Bormann's Trau-bibel gefunden.

Aber das haben nicht die Engel verraten, sondern das hat Frau Justizrat Brasser mit eigenen Ohren gehört: als sie mit leiser Andeutung auf dem Heimwege von der Weihnachtskirche zu Frau Bormann sagte, sie habe in der heiligen Nacht ihrer Einsamkeit in der Stille gedacht, da hat Frau Bormann freundlich, aber mit großer Bestimmtheit gesagt: „Ich danke Ihnen, Frau Justizrat. Aber ich war nicht allein. Ich erzählte es Ihnen ein anderes Mal...“

Seinz Labefius hat sich seit seiner Weihnacht, solange seine Verwesung dauerte, jeden Freitag abend seine Predigt beim alten Birngiebl angezündet. Und es soll vorgekommen sein, daß das Schusterchemelchen bei seiner Ankunft schon besetzt war durch Frau Auguste Bormann.

E. v. Sallwürf / Alfred Huggenberger

Zum 60. Geburtstag

Als vor 2 Jahren an einem Abend, dessen sich noch manche Feiler der Pyramide erinnern dürften, Alfred Huggenberger im Prinz-Max-Palais aus seinen Werken vorlesen sollte, wurde er im Vorzimmer von den Veranstalterern, wie es sich geziemt, sehr höflich und sehr bescheiden empfangen und nach etwaigen Wünschen für die Neuerscheinungen seines Vortrags befragt. Es wurde

ihm mitgeteilt, wie groß der Saal sei, wieviele Leute seiner warteten, und daß er laut reden müsse, um ganz verstanden zu werden. Es war fast 8 Uhr, 20 Uhr wollte ich sagen. Da zog Huggenberger sein Klöbchen aus der Tasche, stopfte es sich in aller Gemütsruhe, zündete es an und sagte nur „s' isch rächt“. Nach einigen guten Zügen in der Ecke des Zimmers klopfte er das Pfeischen aus und

betrat, ein hochgewachsener, schlachter Mann im dunkeln Sackanzug, seelenruhig den Saal. Aber nach wenigen Versen, die er in sorgfältig gepflegter hochdeutscher Form schlicht und mit deutlich erkennbarem dialektischem Einschlag vortrug, stand schon ein ganz anderer Mann am Pult: ein ganz Großer, ein ganz Eigener hatte die Hörer völlig in den Bann seines Geistes gefesselt.

Das ist Alfred Huggenberger. Leute, denen es mehr auf das Sensationelle als auf das Wesentliche ankommt, finden es besonders interessant, daß er ein Bauer ist, der mit Pflug und Geißpann auf seinen Acker hinauszieht. Dabei klingt immer in dieser Feststellung ein Unterton der Verwunderung darüber mit, daß ein so wenig gebildeter Mann, wie es ein Bauer sein müsse, sich so geistvoll und so vortrefflich auszudrücken verstehe. Wer ihn aber aus persönlichem Umgang kennt, weiß, daß er sich sogar eine sehr tiefgründige Bildung angeeignet hat, wenn er auch vielleicht keine fremden Sprachen beherrscht! Er ist viel mehr belesen als mancher Städter, aber den Kern seines Wesens haben auch die Großen der Literatur, die er aufs innigste liebt, Goethe, Mörike und Keller, nicht bestimmen oder verändern können. Wie er als Grundbesitzer auf seiner eigenen Scholle wurzelt, so pflügt er auch geistig nur auf dem unerschöpflichen Urgrund seiner eigenen Persönlichkeit.

Alfred Huggenberger ist am 26. Dezember 1867 als das vierte von acht Kindern in dem kleinen Dörfchen Bewangen im Kanton Zürich geboren, wo sein Vater als einer der vier Bauern, deren Höfe das Dörfchen ausmachten, ein mageres Gütchen bearbeitete, aber nicht recht vom Fleck kam, da ihn die Bücher viel mehr interessierten als sein Acker. Dafür besaß seine Mutter einen praktischen Sinn und eine klare Uebersicht über ihr Arbeitsgebiet. In diesen Verhältnissen ist es klar, daß Huggenberger tüchtig mit Hand anlegen mußte, und daß es zu mehr als der Volksschule nicht reichte. Dafür las er, was ihm unter die Hände kam, und so sind denn die ersten poetischen Versuche, die er im Selbstverlag herauszugeben wagte, noch nicht von besonderer Eigenart. Erst das 1907 erschienene Bändchen „Hinterm Pflug“ zeigte den geborenen Lyriker. Mit den darin enthaltenen Gedichten trat er zum erstenmal hier vor ein größeres Publikum, indem er daraus im Künstlerverein einiges vorlas, und von hier aus gelangten auch seine Gedichte in die Gedichtsammlungen für die Schulen.

Im Jahre 1895 erwarb er, ein Jahr vor dem Tode seines Vaters, das elterliche Gut, und acht Jahre nachher gründete er an der Seite einer liebevollen Gattin, die seine Eigenart voll auf begriff, einen glücklichen Hausstand. Nun galt es tüchtig arbeiten, zumal er einige Grundstücke dazu gekauft hatte, die abbezahlt werden sollten. Aber schon 1904 wurde ihm sein Haus in Brand gesteckt, in jener Nacht, als sein Töchterchen ihm geboren wurde. Noch jetzt erzählt er in tiefster Erregung, wie schwer ihn das Unglück packte; aber nachdem er seine Frau und das Kind gerettet hatte, war das erste, daß er nach seinen Manuskripten langte, um sein Wertvollstes zu bergen. Ungebrochen baute er das Haus wieder auf. Er war jetzt schon ein Großbauer geworden, besaß 30 Stück Vieh und beschäftigte Knechte auf seinem Hof. Aber es mochte ihm auf der einmal vom Schicksal getroffenen Heimstätte nicht mehr recht gefallen. So verkaufte er das Gut und siedelte sich neu an in Gerlikon bei Frauenfeld im Thurgauischen. Dort erbaute er nach eigenen Ideen das schöne, gemütvolle Heim, in dem er jetzt noch lebt als berühmter Dichter und angesehenen Landmann.

Allmählich wurde er, besonders durch seine Dialektgedichte und seine im Dialekt gehaltenen Lustspiele, die überall in der Schweiz aufgeführt werden und zum Teil in andere schweizerische Mundarten übertragen wurden, in seinem Vaterland ein vollstimmlicher Heimatdichter. Aber erst die hochdeutschen Gedichte und die Romane haben ihn zu einem der meistgelesenen Autoren deutscher Zunge gemacht. Ein wesentliches Verdienst um die Einführung des Schweizer bei uns hat sich Huggenbergers Freund

und Verleger Staackmann in Leipzig erworben. Er kann wohl, wie einst der Verleger Bieweg in Braunschweig über Gottfried Keller, manches Liedlein darüber singen, daß es nicht immer leicht ist, aus einem Manuskript ein fertiges Buch herzustellen, denn das Korrigieren usw. liegt dem Verfasser nicht allzu glatt; deswegen nimmt er ihn, wenn es so weit ist, gern einmal ein bißchen zu sich nach Leipzig, in eine Art Schutzhaft, wie ein Schweizer Verleger mir erzählte, und dann muß Huggenberger wohl oder übel an das Technische seiner Arbeit, um sich dann wie ein Kind zu freuen, wenn das große Werk gelungen ist.

Die Größe Huggenbergers liegt darin, daß er den Kreis seines eigenen Erlebens nie verläßt. Das erdgebundene Schicksal der Menschen um ihn herum beobachtet er mit hellem Blick und tiefer Empfindung und läßt es aus den innersten Gründen seiner Seele im Kunstwerk vor uns erstehen. Sein eigenes schweres Ringen nach der Freiheit der Persönlichkeit, der hartnäckige Kampf um sein Dasein als Bauer und Dichter läßt ihn die Tragik jener Menschen doppelt stark empfinden, die unter dem Druck ererbter oder erworbener Verhältnisse nie zur Höhe gelangen oder gar untergehen. Hier sind es in erster Linie die Frauen, deren ernste und unverzagte Tapferkeit er wunderbar zu schildern weiß. Sie wachsen mit innerer Notwendigkeit aus ihrer landschaftlichen und menschlichen Umgebung heraus „nach dem Gehege, wonach sie angetreten“. Aber fest und sicher im Guten und Bösen bleiben sie sich unwandelbar selbst getreu und gehen unbeirrt durch jede äußere Wandlung ihrem vorbestimmten Schicksal entgegen. Des Dichters ganze Liebe gehört den Wehrlosen, den Kindern und den Tieren. Ihm lebt wie die lebendige, so die vegetierende Natur: der Wald, das Feld, die Gräser, die Stille der Felder, alles redet in eindringlicher Sprache zu ihm. Und so entstehen ihm seine Werke am bestimmtesten und sichtbarsten, wenn er draußen in der Umgebung seiner Heimat umherwandert. Aus jenen stillen Tagen, wenn der Acker ruht, zieht der Dichter aus in die Gefilde seiner häuslichen Arbeit. Alles befehlt sich ihm dann, und er befehlt alles, was ihn umgibt, und den Ertrag seines Schauens und Sinuens gestaltet er danach, ein Meister des treffendsten Wortes, zum Kunstwerk. Es ist natürlich, daß ihm, der, wie sein Herzensfreund Mörike, die „Andacht zum Kleinen“ hat, ein sprudelnder Humor eignet. Wenn er im vertrauten Kreise etwa aus dem „Gwanderstratte“ vorliest, dann funkeln seine lachenden Augen aufs fröhlichste. Aber ebenso kann er sich über die Werke anderer Dichter freuen oder sich an einer Geschichte ergehen, die von der Schlichtheit der Bauern ein Stückchen erzählt. Denn, obwohl ein literarisch durchaus erfahrener Schriftsteller, gehört er keinerlei Interessengemeinschaft, keinerlei Klique an, und erkennt neidlos die Größe anderer an, ohne daß sein Geist etwa nach irgend einer Seite durch Vorurteile eingeengt wäre.

Nicht zuletzt ist Huggenberger, der Stolz seines Vaterlandes, ein geistiger Bürger Deutschlands, der auch während des Krieges und nachher eine freie, würdige Stellung zu all unsern Räten und Hoffnungen eingenommen hat.

Ueber seinen Entwicklungsang und sein jetziges Leben ist ein sehr schönes Büchlein von Rudolf Häggi bei Staackmann erschienen, das mit liebevollem Verständnis das Bild seiner Persönlichkeit umreißt und über seine Werke vielfach mit Worten aus Huggenbergers Dichtungen erschöpfend Auskunft gibt. Es enthält ein reiches Bildermaterial und zeigt an mehreren Zeichnungen des Dichters, daß er auch als bildender Künstler eine volle Begabung besitzt.

Eine freundliche Gabe bietet der Dichter allen seinen Freunden und Verehrern in dem jüngst erschienenen Bande seiner Jugenderinnerungen „Die Brunnen der Heimat“ (bei Staackmann). Was in diesem Aufsatz nur gestreift werden konnte, hat seine Hand in diesem Buch behaglich sumend ausgesprochen.

Und nun reichen wir ihm in treuer Verehrung und Anhänglichkeit, in Liebe und Dankbarkeit glückwünschend die Hand.

G. Schilling / Der Puppenseggen

Altmodische Weihnachtsgeschichte

Der Doktor Medendus kam ungemein vergnügt nach Haus. Zwei hoffnungslose Patienten hatten sich über Nacht plötzlich erholt, und so wurde er als Meister seiner Kunst und Wunderläter überschwenklich gefeiert. Während er seiner Frau erzählte, trat er ans Fenster und blickte auf den Weihnachtsmarkt mit seinem lauten Trübel. „Sag doch, Julie, wie heißt das zwerghafte Kerlchen dort in der Puppenhude? Und wie kommt es zu der netten kleinen Frau, die eben Hanswürste und Harlefine an die Schnur reißt?“ Julies Augen suchten den Platz: „Aber ja, Lieber, freilich kenne ich die Deutschen. Der kleine Mann heißt Spänel — die Engländerin hat den Aermsten verkrüppelt. Er tut sonst Schreiberdienste, heute hilft er Albine, seiner Schwester. Die Mutter hat auch Puppen gefertigt — nach ihrem Tod wollen die Kinder das Geschäft weiterführen“. . . „Aber weißt du auch, Altwisserin,“ fiel Medendus ein, „warum Spänel lacht und Albine weint? Wie geht das zu?“ „O, Krüppelchen sind immer frohgemut, und Albine — nun, ihr Bräutigam ist im Krieg gefallen — da hast du's, naseweiser Wunderdoktor!“ Aber Frau Julie irrte sich diesmal. Der gute Spänel hatte die ganze Zeit über gehungert und gepart, nur um dem Schwesterchen, dem einzigen Wesen,

das ihn liebte, gegen die Kälte des Weihnachtsmarktes ein warmes Ueberkleidchen schenken zu können. Und als es Albine am letzten Abend anprobierete, da hatte es die Schneiderin so verpußt, so verchnitten, daß an eine Benutzung nicht zu denken war. Darum also weinte Binschen — nicht weil es auf das Kleidchen verzichten mußte, sondern aus Kummer über den Kummer des Bruders und sein vergebliches Liebesopfer. Spänel aber spielte jetzt den Harmlosen und postierte eifrig seine Puppen auf. „Nichts ist es heut, gar nichts! Kein Mensch will unsere Lieblinge. . . Was tun wir nur?“ „Ja, ihr guten Kinderchen, stimmt Albinschen seufzend bei, ihr werdet wohl bei uns in der Familie bleiben, bis schließlich die Mäuse eure Kronen und Pelze und bunten Wämser anfressen. Kein Glück haben wir mehr seit Mutters Tod“. . . Und trübselig stellten die beiden Armen ihre Kunstwerke schön in Reich und Glied.

Unter Doktor Medendus wohnte ein Großkaufmann, Kommerzienrat Dörnslein. Ein übermüthiger stolzer Herr, der sich gern auf fremde Kosten einlachte; aber hinterher den Gefoppten für seinen schmerzhaften Scherz reich entschädigte, und seine Tafel war, trotz diesem Haar in der Suppe, immer gesucht und befehrt. Auch

D i e D r a m a t e

er schaute jetzt auf den Weihnachtsmarkt und musterte durch sein Dpernglas die Phantasiestücke der Geschwister Spänel, vermutete in ihnen passende, lustige Weihnachtsgeschenke für einige Tischfreunde und sandte seinen Diener hinab, die drohtigsten aufzukaufen.

Drunten standen die Geschwister müßig, nur von jubelnder Gassenjugend umringt, die ihren Spaß in den altmodischen Marionetten fand, aber keine kaufte. Da nahte Fritz der armen Bude und hielt Umschau. Die Wahl fiel ihm schwer. Wie hübsch war die Preziosa, wie rührend das Gretchen; und der teuflisch grinsende Mephisto, der lustige Kasper, und erst der stolze König Alexander mit Zepter und Krone — für sie alle hatte sein Herr Verwendung. Und schon war er beim Bezahlen, da entdeckte er noch eine abscheuliche Leichenbitterfrau, wie eine dürre, schwarze Spinne. Ja, auch die war ein treffliches Objekt für seinen spottlustigen Herrn Prinzipal! Und so nahm er einen ganzen Arm voll Puppen mit.

Aber Spänel schüttelte seine Geldstücke im Sack und hüpfte ausgelassen um die Schwester, der die Freudentränen aus den Augen rollten. „Halt, Mädchen!“ rief sie einem erbärmlich in Fetzen gehüllten Mädchen nach. „Wart einen Augenblick! . . . Ach liebster Spänel: wenn du jetzt nur meine Gedanken hättest!“ „D, und ob ich die habe, Schwesterchen!“ Und er griff noch dem verprügelten warmen Kleidchen, es dem zerlumpten Kind über den Budentisch zu reichen. „Da, nimm das Hähnchen; dir paßt es völli!“ Und Albine, mit einem Dankesblick auf den Bruder, nötigte das armselige Wesen heran und zog ihm das warme Kleid über die dünnen Lumpen. Mädchen kam sich vor wie eine Traumwandlerin. . . .

Als Doktor Medendus am Weihnachtmittage zurückkam, trat ihm sein Zulchen in höchster Erregung entgegen. „Denke dir nur, der abscheuliche Dörnlein! Schickt er dir, dir, seinem Arzt, als Weihnachtsgeschenk diese gräßliche Puppe, sieh doch, eine Leichenbitterin! Wir sahen sie heute mittag in Spänels Bude. Seinem Arzt die Totenfrau — ist das nicht ärgerster Lohn und sündigster Spott? Sein Fritz hat beim Abgeben gelacht wie der Satan in unserer Bibel. . . . zwei hämische Gefellen das! Pfu!“ Medendus besah das sonderbare Geschenk. Er kannte ja seinen Patienten und zuckte gleichmütig die Achseln: „So ist er nun, liebes Kind. Mag sich der Spaß nicht am Spasser rächen. Böse meint er's im Grund gewiß nicht. Und wer weiß, was dahinter steckt. . . . Aber verdient hab' ich den Lohn an ihm nicht!“ Damit ging er nachdenklich in sein Zimmer. Aber Zulchen, weniger groß- und gleichmütig, machte sich ohne Umstände an die Rache. Sie wollte die Leichenfrau mit zwei Fäßen eines Rehs, das ein von Medendus kurrierter Oberförster als Dank in die Küche gespendet hatte, und mit einigen anderen Nenderungen in einen greulichen Teufel verwandeln und diese Gegengabe dem Kommerzienrat zustellen. Aber dickbändig mußte er werden, fett wie Dörnlein selbst. Das war Rache, die traf! Und mit Eifer trennte sie die Naht des Balg auf, voller Mut über den hochhaften Dörnlein. Doch da, aus dem Wollküllsel des Körpers lösten sich gerollte Papiere los; sie nahm und prüfte und las: an viertausend Taler in Goldscheinen waren in der Puppe verborgen. Das hieß erst Ueberraschung! „Guter Himmel!“ rief sie und slog zum Doktor hinüber. „Wie blind ist doch oft der Mensch! Dörnlein, den ich vorhin schmählich verkannte, ist der edelste von allen Reichen. Hier sieh den Beweis seines Dankes für deine Dienste!“ „Halt, halt, Liebste,“ meinte Medendus. „Deine Gedanken fliegen hoch! Wohl zu hoch. Wie käme der alte Spötter und bössartige Schadenfroh auf so edle, selbstlose Absichten? Das wäre nicht seine Art. Er bezahlt mir seine Schuldigkeit zum neuen Jahr, und damit Basta. Nein, er

ahnt schwerlich etwas von dem eingenähten Schatz“ . . . „Aber da müßte er ja den Spänels . . .“

„Geschwind, Herr Doktor, geschwind!“ rief Dörnleins Fritz ins Zimmer stürzend. „Die Post hat uns Unheil gebracht. Um eine halbe Million ist Herr Dörnlein über Nacht ärmer geworden — das erträgt er nicht. Es will ihn ersticken — kommen Sie mit, schnell!“ Medendus steckte die Scheine ein und eilte zu Dörnlein. Ach, der lag auf seinem Bett, ein zerknirschter, vernichteter Sünder und gar kein Spottvogel mehr. „Freund und Helfer der Not! Mein schlechter Wis kann nur aus einer Vorahnung gekommen sein. Ich schicke Ihnen eine Leichenfrau — sie sagt meinen Tod an. O, werfen Sie die Hexe ins Feuer. . . . Ich erstickte. . . . Lust, Lust!“ Der Arzt untersuchte, beruhigte und verordnete. Es war so schlimm nicht. Dann ging er, Spänels aufzuziehen.

Die beiden schwammen im Glück. Seit dem großen Einkauf durch Dörnleins Fritz gingen die Puppen reichend ab. Jetzt wollte sie jeder haben, nur weil der reiche Kommerzienrat sie hatte. Der ganze Vorrat war verkauft, und die Geschwister überrechneten beim bescheidenen Weihnachtsmahl ihre Einnahme und berieten ihre Verwertung. Da wollte jedes das andere erfreuen. Ueber dem Wettstreit klopfte es: Doktor Medendus trat ein mit Bedauern, das Abendessen zu stören. „Es ist dürftig genug, Herr Doktor! Und wir hätten dem Christkind gern ein Stückchen Butter zu Kartoffeln und Hering zugestanden, wären wir nicht durch den Tod unserer Mutter um alles Vermögen gekommen. Der Weihnachtsgewinn ist heute unser ganzer Besitz!“ „Ei, wieso denn?“ fragte Medendus gespannt den kleinen Spänel. „Eine kurze und traurige Geschichte!“ erwiderte Albine für das Krüppelchen, das beim Gedanken an die Mutter in Tränen ausbrach. „Der Krieg hat uns aus der Heimat gejagt; Sie wissen es. Schon gleich, als es gefährlich wurde, hatte mich unsere Mutter zu einer weiter entfernten Freundin geflüchtet; aber Spänel lag krank im Haus und konnte nicht fort. Als nun plötzlich die Franzosen ins Städtchen kamen und Schuß auf Schuß fiel, sprang Mutter aus dem Zimmer, um ihr bares Geld schnell zu verstecken. Aber sie kam nicht mehr zurück, so sehr Spänel rief und wartete. Erst abends, als Ruhe eintrat und eine Bekannte nachfragte, fand sie die Mutter vor der Speisekammer, die unsere Puppenvorräte bewahrte. „Und das Geld, das die Mutter verstecken wollte?“ fragte Medendus. „Ach, dieses Elend! . . . Ja, später beim Wegzug, als wir nach Mutters Vermögen suchten, es mußten viertausend Taler sein, ließ es sich nirgends finden. Mutter hatte es zu gut versteckt. Es blieb zurück. Nichts mehr haben wir davon als das Verzeichnis der Goldscheine“ . . . Und das Krüppelchen zog das Papier aus seiner Briestafche — zum wievielten Male wohl! — und wies es dem Besucher. Der las und lächelte wissend, und mit Behagen erzählte er die Geschichte von Dörnleins Leichenbitterfrau den staunenden Geschwistern — zog zum Beweis die Scheine hervor und verglich die Nummern mit Spänels Liste. Es stimmte in jedem Posten! Kein Zweifel mehr, die Mutter hatte noch, ein Haar breit vor dem jähen Tod durch die feindliche Kugel, ihre Habe in den Balg der Leichenfrau nähen können, die so auf einmal zum Glücksel geworden war.

Doktor Medendus aber, selbst im Innersten berührt von solcher Fügung, lud die glücklichen, von Sorge befreiten Geschwister ein, mit ihm und Frau Zulchen diesen sonderbaren Weihnachtabend zu verleben. So unerwartetes Glück mußte gemeinsam von Beglückten und Glückspendern unterm brennenden Lichterbaum gefeiert sein. So kam es auch. Nur Herr Dörnlein fehlte. Er hielt sich niedergeschlagen in seinem Zimmer voll Sorge um Leben und Vermögen. Er war von seiner Spottsucht kurrirt, und Dörnlein stach in Zukunft keinen mehr.

K a r l H o f m a n n / W e i h n a c h t s s p u c k .

(In der Mundart der Umpergegend.)

Die Christnoocht, ihr wißt, is e heilige Noocht,
Do nemmt euch vor Spuk unn vor Geißter inoocht.

Unn mancher, den hort scho der Wunnersitz aführt,
Dot ball druff am Leib unn am Lewe des abürt.

Vergangenent Weihnoocht hot's hinne der Bösch
Na widder berlebt selder noochbeweis Fösch.

Dem hot scho als klaner, vorwitzicher Bu
Sei(n) Grokquadder afaat, mit em Finger derzu:

Das du bi niemools d' Weihnoocht unnerlechtscht
Unn neugierit dans in de Gölstool nei(n) achscht.

Der Grokquadder laug scho uff'm Kerchhouf leit,
Vergange is lang aa die aubb alde Zeit.

Do, voriche Weihnoocht, worüm, waak i net,
Geht owets am elfi der Fösch auß'm Bett.

Schnurstracks üwern Houf in de Stool geht er nei(n);
An Mitternoocht will bei de Göl er heint sei(n).

Unn wie's jek vom Kerchduurn de Zwölffischlood dut,
Do werd's unnerm Föschle ganz annericht se Mut.

Der Handgaul guckt langsam zum annere nao(n),
Unn fängt aa uff aanwool zu babbeln no aon(n):

„Oh dreimool der Herr unner Knuder unsch geit,
Er blaach unn blak uff der Dooodebohrn leit.“

Zum Dood nei(n) erschrocke, mit wankende Knie,
Geht Föschle zum Stool nans, er waak net wie.

Er leicht schi nei(n)s Bett nei(n), von Fiewerhitz root,
Am annere Morche do is er scho doot.

21420
A



„Aber da

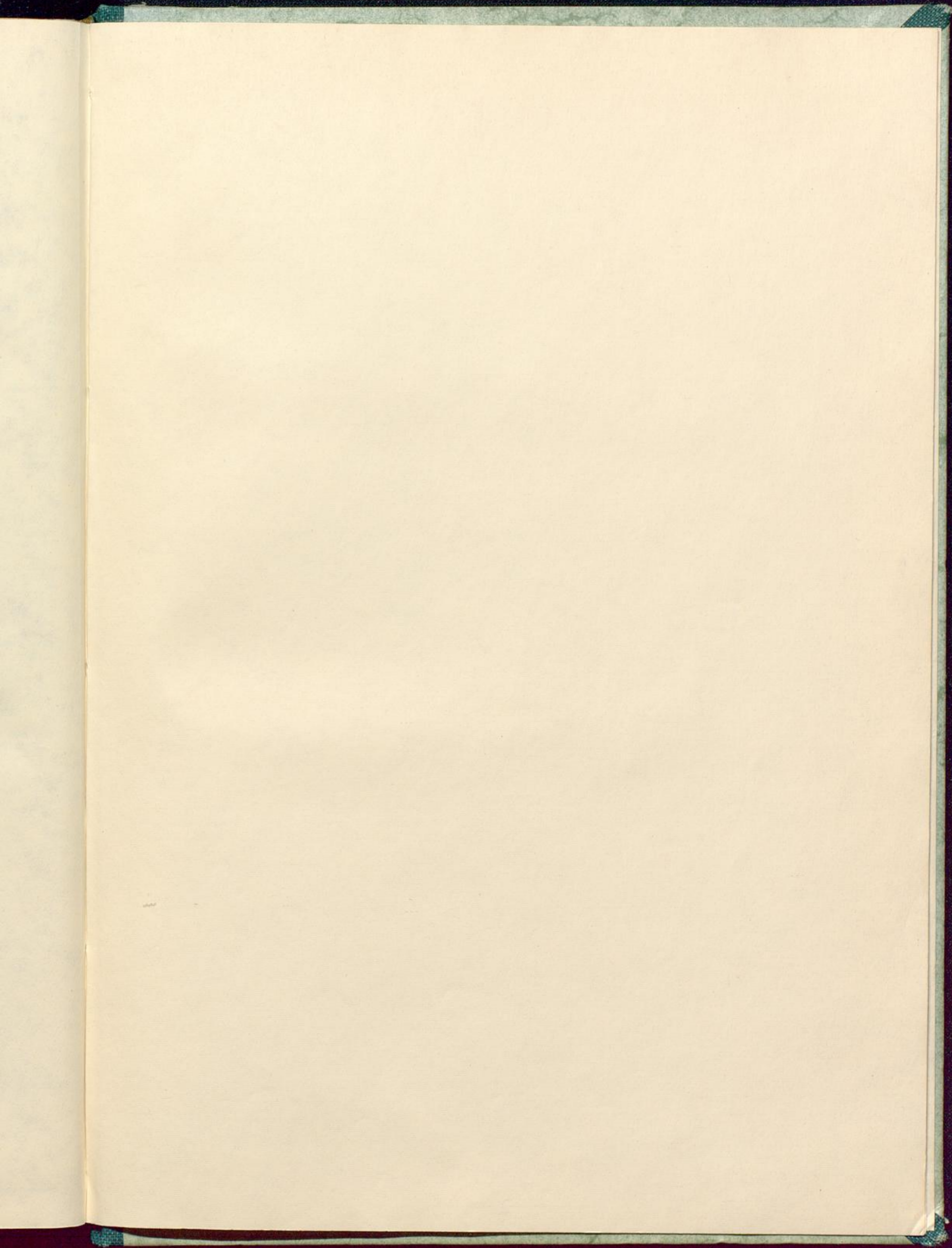
leins Fritz
bracht. Um
er geworden
en Sie mit
e zu Dörn-
vernichtete
d Helfer in
Vorahnung
— sie sagt
r.
te und ver-
wänels auf-

den Einkauf
Fest wollte
hatte. Der
verrechneten
nd berieten
ien. Ueber
in mit Be-
enug, Herr
ischen But-
nicht durch
amen. Der
ieso denn?“
e kurze und
welchen, das
„Der Krieg
gleich, als
iner weiter
af im Haus
ins Städt-
er aus dem
ber sie kam
Erst abends,
ie die Mut-
am Boden
bewahrte.
gte Neben-
ig, als wir
send Taler
zu gut ver-
on als das
en zog das
e wohl! —
wissend, und
ns Leichen-
Beweis die
s Liste. Es
utter hatte
liche Kugel,
die so auf

ort von sol-
Geschwister
Weihnachts-
einsam von
Nichterbaum
fehlte. Er
e um Leben
und Dörn-

(n);

but,
it.



32 01339 6 031 ✓

